

# Weihnachten in alter Zeit

---

Die schönsten  
Weihnachtsgeschichten

von Peter Rosegger, Karl Heinrich Waggerl,  
Adalbert Stifter u. a.



Weltbild

Weihnachten  
in alter Zeit

# Weihnachten in alter Zeit

---

Die schönsten  
Weihnachtsgeschichten

von Peter Rosegger, Karl Heinrich Waggerl,  
Adalbert Stifter u. a.

**Weltbild**

Besuchen Sie uns im Internet:  
*[www.weltbild.at](http://www.weltbild.at)*

Sonderausgabe für Weltbild Verlag GmbH, Salzburg

Copyright © 2005 Leykam Buchverlagsges.m.b.H. Nfg. & Co. KG, Graz  
Einbandgestaltung: DSR Werbeagentur Rypka GmbH, Dobl / Graz  
Gesamtherstellung: CPI Moravia Books s.r.o., Pohorelice  
Printed in the EU

ISBN 978-3-903159-32-7

2020 2019 2018 2017

Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

## Inhalt

Rainer Maria Rilke	
Advent .....	7
Adalbert Stifter	
Weihnacht .....	8
Hans Kloepfer	
Sein Vater .....	17
Peter Rosegger	
Der erste Christbaum in der Waldheimat .....	23
Peter Rosegger	
Ein drohendes Unglück .....	32
Max Mell	
Heilige Nacht .....	49
Peter Rosegger	
Empor zu Gott .....	50
Peter Rosegger	
Als ich Christtagsfreude holen ging .....	70
Peter Rosegger	
Ums Vaterwort .....	80
Karl Heinrich Waggenerl	
Davids Weihnachtsfeier .....	86
Josef Friedrich Perkonig	
Der Heilige Abend .....	90
Paula Grogger	
Unser Halbschwester Adelheid .....	100
Peter Rosegger	
In der Christnacht .....	105
Adalbert Stifter	
Bergkristall .....	123
Ludwig Anzengruber	
Vereinsamt .....	175
Hans Kloepfer	
Um die Weihnachtszeit .....	181

Peter Rosegger	
Die heilige Weihnachtszeit .....	185
Peter Rosegger	
Drei Weihnachtsfeiertage .....	198
Frances Trollope	
Wiener Weihnachtstage im Jahre 1836 .....	202
Max Mell	
Hirtenspiel in Kärnten .....	207
Hans Klopfer	
In den Raunächten .....	218
Josef Friedrich Perkonig	
Die Sternsinger .....	226
Paula Grogger	
Sternsingerlied .....	232
Autorenverzeichnis .....	233
Textnachweise .....	238

Rainer Maria Rilke  
**Advent**

Es treibt der Wind im Winterwalde  
die Flockenherde wie ein Hirt,  
und manche Tanne ahnt, wie balde  
sie fromm und lichterheilig wird,  
und lauscht hinaus. Den weißen Wegen  
streckt sie die Zweige hin – bereit,  
und wehrt dem Wind und wächst entgegen  
der einen Nacht der Herrlichkeit.

Adalbert Stifter

## **Weihnacht**

So weit Aufzeichnungen und Erinnerungen zurückreichen, haben Menschen und Völker ihre heiligen Feste gehabt, an denen sie ihre Seelen in nähere Beziehung zu den Wesen setzten, die sie über sich glaubten, als Herren ihres Schicksals, mit großer, oft unbegrenzter Macht ausgerüstet, mit Gaben versehen, die unbegreiflich sind und den Willen hegend, auf die Menschen mannigfach einzuwirken, sie mochten nun diese Wesen Götter oder Selige oder Himmlische oder wie immer heißen. Und ein Schein und ein Schimmer war gewiss zu allen Zeiten für sinnige Gemüter durch Herz und Natur bei diesen Festen ausgegossen, wenn auch nicht alle, ja vielleicht die wenigsten, Ursprung, Zweck, Bedeutung und Inhalt der Feste erkannten und wenn sie vielmehr ihre eigenen frommen oder dichterischen oder einbildungsvollen Gedanken mit dem Feste verbanden. Und als das Licht des reineren Glaubens in die Welt gekommen war, haben die Feste nicht aufgehört, sie sind heiliger geworden und ein Schein und ein Schimmer ist durch Herz und Natur bei ihnen ausgegossen, wenn die Menschen sich mit ihren Ahnungen in das Wesen des Festes versenken und wenn sie kleine Verzierungen und kleine Zutaten je nach den Wallungen und Pulsschlägen ihres Lebens beifügen.

Und ganze Abschnitte des Jahres bezeichnen solche Feste und wie Lichtsäulen stehen sie auf den Zinnen der Zeit. Das Christentum hat mehrere seelenerhebende Feste.

Und ist Pfingsten das „liebliche“ Fest und ist Ostern das erhabene, so ist Weihnacht das herzinnige. Es ist das Fest des Kindes, des ewigen, des heiligsten, des allmächtigen, des liebeichsten Kindes, des Königs der Kinder.

In einer Nacht ist dieses Kind auf einer ärmlichen Stelle geboren worden und hat die Gestalt des Menschen angenommen und diese Nacht wird jetzt von einer ganzen Welt gefeiert und heißt die Weih-

nacht, die Nacht der Weihe, die von nun ab über die Völker ausgebreitet worden ist.

Und wie in jener Zeit, ehe das Kind geboren worden ist, die Welt auf den Erlöser harrete, der die finstern Übel, die da brüteten, hinwegnehmen sollte, und wie uns gesagt wird, dass die Menschen gerufen haben: „Himmel, tauet ihn herab“, was in der römischen Sprache rorate hieß, so bereitet sich die Kirche durch ein monatlanges Fest, das Ankunftsfest, Advent, zu dem Geburtsfeste des Kindes vor und der Priester der katholischen Kirche hält Messopfer, die Rorate heißen und die bis zu dem ersehnten Tage dauern. Und in welche Zeit des Jahres fällt das Fest! Wenn zu Pfingsten alles grünt und duftet, wenn zu Ostern Feld und Garten und Wald sich zu dem holden Lenze rüstet, so ist die Weihnacht zu der Zeit des kürzesten Tages und der längsten Nacht. Und dennoch wie ahnungsreich und herzerfüllend ist die Zeit! Wenn der tiefe, weiße, makellose Schnee die Gefilde weithin bedeckt und an heitern Tagen die Sonne ihn mit Glanz überhüllet, dass er allwärts funkelt, wenn die Bäume des Gartens die weißen Zweige zu dem blauen Himmel strecken und wenn die Bäume des Waldes, die edlen Tannen, ihre Fächer mit Schnee belastet tragen, als hätte das Christkindlein schon lauter Christbäume gesetzt, die in Zucker und Edelsteinen flimmern, so schlägt das Gemüt der Feier entgegen, die da kommen soll. Und selbst wenn düstre dicke Nebel die Gegend decken, oder in schneeloser Zeit die Winde aus warmen Ländern bleigraue Wolken herbeijagen, die Regen und Stürme bringen und wenn die Sonne tief unten, als wäre sie von uns weg zu glücklicheren Ländern gegangen, nur zuweilen matt durch den Schleier hervorblickt, so würden fromme Kinder den Glanz durch den Nebel oder durch die bleigrauen Wolken ziehen sehen, wie das Christkindlein durch sie hinschwebt, wenn sie nur eben zu der Zeit hinaussähen, da das Christkindlein vorüberschwebt; denn das Christkindlein rüstet sich auch schon lange Zeit zu seinem Geburtsfeste, um den Kindern zu rechter Zeit ihre Gaben zu beschenken. Unsere Großmutter hat uns Kindern oft davon gesagt. Sie hatte viele Sprüche, die unser Gemüt erfüllten und mit einer Art Gewalt über-

schütteten. „Sehet, Kinder“, sagte sie einmal, „so groß ist die Seligkeit im Himmel, dass, wenn von dem himmlischen Garten nur ein Laubblättlein auf die Erde herabfiel, die ganze Welt vor Süßigkeit vergehen müsste.“ Und ein anderes Mal sagte sie zu mir: „Knäblein, so lange ist die Ewigkeit, dass, wenn die Weltkugel von lauter Stahl und Eisen wäre und alle tausend Jahre ein Mücklein käme und einmal ein Füßlein auf der Kugel wetzte, die Zeit, in welcher das Mücklein die ganze Kugel zu nichts zerwetzt hätte, ein Augenblick gegen die Ewigkeit wäre.“ Sie sagte, der Loritzbauer aus dem vordern Glöckelberge habe einmal den Glanz des Christkindleins gesehen, da er noch ein Knabe war. Gegen die Mitternachtseite des Himmels erhob sich in der Andreasnacht ein Schein und es war dann ein Bogen wie eine Brücke über dem Himmel, dass das Knäblein darüber ziehe und die Brücke wurde mit Schimmerbüschlein geziert und als das Kindlein vorüber war, erloschen die Schimmerbüschlein und es erblasste die Brücke und es war nur noch ein Schein in den Gegenden, durch welche das Kind gezogen war. Und der Richter in dem hinteren Glöckelberge hat als kleiner Knabe einmal das Christkind auf einem kleinen funkelnden Wagen am Abende schnell durch den Himmel fahren gesehen. Und manche Kinder haben schon den Schein und Glanz erblickt und wir könnten ihn auch vielleicht noch sehen, wenn wir gut und fromm sind und oft auf den Himmel schauen. Ich habe aber den Glanz nie erblickt. Da ich zwanzig Jahre alt war und an dem Schimmer des in den Adventnächten durch den Himmel ziehenden Christkinds nicht mehr glaubte und eine Zeit in einem schweren Fieber lag, das mir wälzende Ballen, sich unsäglich weit aufwickelnde Kugeln und klirrende und schmetternde Töne brachte, sah ich auch zum öfteren Male den Schein des Christkindleins, es fuhr in wundervoll buntem glänzenden Gefieder durch den Himmel, ich sah seine Gestalt, ich sah sein Angesicht und es lächelte mich ungemein liebevoll an und ich war jedes Mal sehr beseligt davon. Und mancher Greis wird, wenn die Welt fahl und öde geworden ist und wenn das Himmelsgewölbe ausgeleert ist und nur die fernen Sterne und die nahen Dünste enthält, noch in der Erinnerung den bunten Glanz sehen und

eine matte Freude haben, dass er so selig gewesen ist, da er ein Kind war. Und mancher Greis, der in Kraft und Schönheit seines Alters die Freuden der Natur, der Kunst, der Wissenschaft, der Freundschaft, der Ehe, der Familie, des Vaterlandes um sich hat, wird als Kleinod auch noch den Wunderglauben seiner Kindheit dazulegen.

Und wenn die Zeit des Adventes immer weiter vorrückt, wenn die eine Nacht völlig der andern schon die Hand reicht und der dazwischen liegende Tag nur eine hellere Nacht erscheint und die geliebte Sonne, wenn sie ja gesehen wird, gar so weit unten ist und mit ihrer Kraft nicht heraufzureichen vermag oder wenn die Schneeflocken die Luft erfüllen, oder wenn die Dünste und Nebel in ihr stecken: So kommt doch endlich, wenn dies alles zum weitesten gediehen ist, der Tag, an welchem die Kinder in der Stadt die unzähligen Bäumchen sehen, als wäre sein junger grüner Wald in die Gassen und auf die Plätze gewandert, welche Bäumchen, wie ihnen die Eltern sagen, in die Häuser getragen und dort in einem verschwiegenen Zimmer aufgestellt werden, damit das Christkindlein heimlich seine Gaben darauf befestige. Und den Kindern auf dem Lande wird gesagt: „Morgen, übermorgen, wenn die Nacht erscheint, stellen wir ein Tannenbäumchen in die Stube, in die Kammer, in das Prunkgemach und das Christkindlein wird es mit Geschenken behängen“, oder es wird gesagt: „Wir breiten ein Tuch auf den Tisch, auf den Kasten, auf den Stuhl und es wird dann auf dem Tuche liegen, was das Christkindlein zu der heiligen Nacht gebracht hat.“

Und endlich kommt diese heilige Nacht. So kurz die Tage sind, so hat doch an diesem Tage die Nacht gar nicht kommen wollen und immer und immer dauerte der Tag. Das Christkind aber gibt die Gaben nur in der Nacht seiner Geburt. Und sie ist jetzt gar wirklich gekommen, diese Nacht. Die Lichter brennen schon in dem schönen Zimmer der Stadtleute, auf der Leuchte in der Stube der armen Waldhütte brennt der Kien oder es brennt ein Span in seiner eisernen Zange auf einem hölzernen Gestelle. In dem Zimmer mit den Lichtern oder in der Stube mit dem brennenden Kien oder dem

brennenden Späne harren die Kinder. Da kommt die Mutter und sagt: „Das Christkindlein ist schon dagewesen.“

Und nun öffnen sich die Flügeltüren und die Kinder und alle, welche gekommen sind, die Freude zu teilen, sehen in das verschwiegene Zimmer. Dort steht der Baum, der sonst nichts als grün gewesen ist. Jetzt sind unzählige flimmernde Lichter auf ihm und bunte Bänder und Gold und unbekannte Kostbarkeiten hängen von ihm nieder. Und der Gaben ist eine Fülle auf ihm, dass man sich kaum fassen kann. Die Kinder sehen ihre liebsten Wünsche erfüllt und selbst die Erwachsenen und selbst der Vater und die Mutter haben von dem Christkinde Geschenke erhalten, weil sie Freunde der Kinder sind und die Kinder lieben. Die Bangigkeit der Erwartung geht jetzt in Jubel auf und man kann nicht enden, sich zu zeigen, was gespendet worden ist. Man zeigt es sich immer wieder und immer wieder und freut sich, bis der Erregung die Ermattung folgt und der Schlummer die kleinen Augen-Lider schließt.

Und auch die Tür aus der Stube der Waldhütte öffnet sich in die Kammer hinaus und die Kinder gehen durch die Tür und auf einem Baume mit mehreren Lichtlein hängen wunderbare goldene Nüsse und goldene Pflaumen und Äpfel und Birnen und Backwerk und anderes Liebes, vielleicht ein hölzerner, schön bemalter Kuckuck oder ein Trompetchen oder zwei rote unvergleichliche Schuhe. Und wenn kein Baum in der Kammer ist, so liegen diese Dinge auf einem weißen, reinen Tuche und eine Talgkerze brennt dabei. Und die Dinge werden in die Stube hinausgetragen und die Talgkerze auch und sie bleibt in der heiligen Nacht brennen, bis die Kinder schlafen gehen. Und vor Freude und vor Entzücken gehen sie recht lange nicht schlafen und kosten auch noch von den gespendeten Dingen. Aber endlich bringt sie der Schlummer doch unter ihre Decke und manche Gabe geht mit in das Bett.

Selbst den Kindern in Hütten, wo nur eine Stube und gar keine verschwiegene Kammer ist, bringt das Christkind Gaben. Sie dürfen nur in das Vorhaus, in den Stallgang oder wo immer hin auf einen Stein, darauf man sonst Garn klopft oder auf einen Stock oder auf einen Stuhl ein Tuch breiten und ein leeres Schüsselchen stellen

und wenn sie nach einer Zeit wieder nachsehen, ist das Schüsselchen gefüllt mit Goldnüssen, Pflaumen, Birnen, Äpfeln, Honigkuchen und erwünschlichen Sachen.

Und zu solchen Kindern, damit sie wissen, dass das Schüsselchen gefüllt ist, sendet öfter das Christkindlein eines seiner goldenen Rösslein, mit denen es durch den Himmel fährt und lässt die geschehene Begabung verkündigen. Und das Rösslein läutet vor der Tür der Stube mit seiner Glocke und tut ungebärdig, schlägt an die Tür und wenn die Kinder hinauslaufen, ist das Rösslein fort und das gefüllte Schüsselchen steht da. Wir haben oft in längst vergangenen Christnächten im Walde an der jungen Moldau das goldene Rösslein läuten und toben gehört.

Und wenn die Millionen Kinder, welche in dieser Nacht beteilt worden waren, schon in ihren Bettchen schlummern und ihr Glück sich noch in manchem Traume nachspiegelt und wenn von dem hohen Turme des Domes in der großen Stadt die Schläge der zwölften Stunde der Nacht herabgetönt haben, so erschallt das Geläute der Glocken auf dem hohen Turme des Domes, es erschallt das Geläute der Glocken auf allen Kirchentürmen der Stadt und das Geläute ruft die Menschen in die Kirchen zu dem mitternächtlichen Gottesdienste. Und von allen Seiten wandeln die Menschen in die heiligen Räume. Und in dem hohen gotischen Dome strahlt alles von einem Lichtermeere und so groß das Lichtermeer ist, welches weit und breit in den unteren Räumen des Domes ausgegossen wird, so reicht es doch nicht in die Wölbung empor, in welche die schlanken Säulen oben auseinandergehen und in jenen Höhen wohnt erhabene Finsternis, welche den Dom noch erhabener macht. Der hohe Priester des Domes und die Priesterschaft des Domes feiern den Gottesdienst. Und so heilig ist das Fest, dass an ihm und nur an ihm allein, jeder katholische Priester dreimal das Messopfer vollbringen darf. Und wenn schon die Baukunst in den zarten Riesengliedern des Domes dem Gottesdienste als Dienerin beigegeben ist, wenn die tiefe Pracht der kirchlichen Gewänder dem Feste Glanz gibt, so tönet nun auch die Musik in ihren vollen Wellen und in kirchlichem Ernste von dem Chore tadellos dargestellt hernieder.

Und wenn die heilige Handlung vorüber ist, zerstreuen sich Priester und Laien, die Lichter werden ausgelöscht und der Dom ragt finster zu dem Monde, wenn er am Himmel scheint, oder zu den Sternen oder gegen die dunkeln schattenden Wolken.

Und wie in dem Dome, so wird in allen Kirchen der großen Stadt mit den Mitteln der Kirche das heilige Weihnachtfest gefeiert, so weit die Mittel und der Eifer und die Andacht reichen. Und in jeder Kirche ist die gläubige Menge und feiert das Fest und sucht nach demselben seine Wohnung und seinen Nachmitternachtsschlummer.

Aber auch, wie um Mitternacht in der Weihnacht die Glocken der großen Stadt zum Gottesdienste rufen, so rufen in derselben Stunde alle Kirchenglocken der kleineren Stadt, der kleinsten Stadt, des Marktfleckens, des Dorfes, es rufen die Glocken aller Kirchen zu dem heiligen Feste, in welchen Kirchen das Fest gefeiert wird. Und es sind Millionen Tempel, in denen man das Geburtsfest des Kindes begeht. Und wie die Mitternacht von Osten gegen den Westen herüberrückt, so rückt das Geläute von Osten gegen den Westen, bis es an das Meer kommt. Dort macht es eine Pause und beginnt nach einigen Stunden jenseits des Ozeans.

Gehen wir von der Pracht der Hauptstadt in das Walddorf. Die Kirche steht auf einem Hügel, rings liegen Häuser und Hütten herum und auf allen Höhen und an allen weit gestreckten Machtgliedern des Waldes sind in verschiedenen Entfernungen Häuser und Häuschen und Hütten. Lange schon vor Mitternacht der Weihnacht steht die Kirche erleuchtet und ihre Fenster schimmern weit in die Nacht hinaus. Und von den Waldhöhen und aus den Tälern von allen Seiten her bewegen sich Lichter gegen die Kirche. Menschen wandeln mit Laternen durch die in jenen Gegenden zur Zeit meistens schon schneeige Winternacht. Und wer ein Pferdchen und einen Schlitten hat, kommt mit den Seinigen wohl auch gefahren, wenn die Bahn nicht verweht ist. Sie sammeln sich in der Kirche. Einige erquicken sich vorher auch ein wenig in der Schenke. Endlich lässt die Uhr des Turmes die zwölf Schläge ertönen. Und darauf erklingen die Turmglocken in den hellen Tönen einer kleinen Kirche, nicht in der

langsamen ruhigen Tiefe der großen Glocken der Hauptstadt. Auf den Glockenruf gehen nun eilig jene Kirchengänger, welche nahe an dem Gotteshause wohnen und bis auf das letzte Zeichen gewartet haben und es gehen die, welche vorher das Gasthaus besucht haben, in die Kirche. Dort nimmt mancher seinen Sitz ein, der für ihn auf ein und alle Male bestimmt ist, die andern ordnen sich nach Gelegenheit. Der Schullehrer, welcher auch Kirchendiener ist, zündet noch jene Kerzen an, welche bis auf den letzten Augenblick hatten warten müssen. Dann geht er in die Sakristei. Auf dem Chore hallen einzelne Töne der Orgel, der Geige, der Klarinette, wie man sich zusammenzustimmen sucht; denn die Nacht, die Kälte, die Feuchtigkeit hat auf Saiten und Luftsäulen einen Einfluss. Der Pfarrer verlässt sein warmes Stüblein und geht durch den Schnee in die Sakristei. Dort wird er von dem Schullehrer mit den kirchlichen Gewändern bekleidet und es wird sonst alles geordnet, was noch zu ordnen ist. Dann eilt der Schullehrer fort. Der Pfarrers wartet noch, bis der Schullehrer auf dem Chore ist, wo er jetzt in seiner andern Würde als Regens chori zu wirken hat. Der Pfarrer wartet, dass er bei seinem Hinaustritte in die Kirche von der richtigen und gesetzmäßigen Musik empfangen werden kann. Endlich tönt das Sakristeiglöcklein, die Ministranten schreiten voran, der Pfarrer geht in die Kirche und die Musik fällt ein. Es wirken zu ihr so manche zusammen. Der Schullehrer zieht sich zu ihr aus Schülern oder halberwachsenen Kindern Sänger und für die Geigen und für die Klarinetten und für die Waldhorne und für die Trompeten und für die Pauken und für den tiefen Gesang finden sich immer Freiwillige in der Gemeinde, die der heiligen Töne walten. Und so eingewurzelt ist die Gewohnheit, dass dieselbe Musikbeschäftigung oft von Vater auf Sohn und Enkel und Urenkel forterbt. So war in einem Orte des böhmischen Waldes seit Menschengedenken die Bassgeige bei einem Hause, so dass es bei diesem Hause noch heutzutage „beim Baß-Lorenz“ heißt. Die Orgel aber bleibt regelmäßig der Thronitz des Lehrers. Der Pfarrer feiert in seiner Kirche die heilige Handlung, die Andächtigen sitzen in den Stühlen und lesen bei den vielen Lichtlein ihrer Wachsstöcke in ihren Gebetbüchern

und die auf dem Chore haben ihre Freude, wenn sie einen Gesang der Engel ausdrücken können zur Verkündigung der Geburt des Kindes und wenn sie eine Hirtenweise spielen, um die Hirten auf dem Felde anzudeuten. Der Klingelbeutel sammelt zu Bestreitung der Kirchenbedürfnisse und das ärmste Weiblein greift um einen Pfennig in ihren Sack. Die Kirchenväter und die Pröpste der Gemeinde tun vor dem Altare ihre Schuldigkeit und so endet alles mit Andacht und Erhebung, oft mit Rührung. Der Pfarrer legt in der Sakristei seinen Schmuck ab, die Kirchenggeräte werden geborgen und er wird in den Pfarrhof geleitet. Die Menschen verlassen die Kirche und die Musiker sagen im Auseinandergehen: „Heute war es nicht übel, es hätte in einer Stadt nicht besser sein können.“ Die Lichter der Kirche erlöschen, die Lichter der Laternen bewegen sich gegen die Waldhöhen, gegen die Waldtäler in allen Richtungen von der Kirche weg, die Schlitten fahren davon und die Menschen kommen wieder zu ihren schlafenden Kindern heim und zu denen, die in ihrer Abwesenheit Haus und Hof behüten mussten. Und die Kirche auf dem Hügel steht dann finster in der übrigen Nacht.

Am nächsten Tage haben die Menschen ihre festlichsten Gewänder an, es ist der Weihnachtstag. Der Taggottesdienst wird noch gehalten und in der ärmsten Hütte wird auf den Mittagstisch gestellt, was die Kräfte vermögen. Und wie an diesem Tage das Heil in die Welt gekommen ist, so wird von ihm an auch wie zur Versinnbildlichung der Winter, wengleich kälter, doch klarer, die Tage wachsen und alles zielt auf ein fröhlicheres Auswärts.

Und wie im Walde ist es in der großen Stadt. Die Menschen sind am Weihnachtstage im schwersten Putze und feiern den Tag noch in der Kirche und an ihrem Tische und wenden sich zu bessern Wintertagen und zu einem freudigen dereinst kommenden Lenze.

Derer erwähne ich nicht, die vor dem Mitternachtsgottesdienste das Gasthaus besetzen und oft auch während desselben und die vor und nach ihm bei dem Lichte des Waldwirthshauses sitzen; denn das ist keine Vor- und Nachfeier. Wo aber in der Waldnacht das Lichtlein eines Kranken flimmert, wird gewiss er und werden die Seinigen zu dem Kindlein beten.

Hans Kloepfer  
**Sein Vater**

Auf dem dick gefrorenen Wehrspiegel des Sensenhammers tummelte sich ein Schock Kinder beim Eisrieseln und tschilpte zuzeiten wie ein munteres Spatzenvolk frisch durch den klaren Winter-nachmittag. Letztes Sonnengold lag noch hinter dem schwarzen Gezweig des alten Lindenbaumes vor dem Herrenhause, aber schon lauerte die Nacht aus den weiten Einsamkeiten des engen Berggrabens. „Christheiligerabend“ war heute und manchmal verlor sich das laute Bubengezänk in ein eifriges Raunen übers kommende Christkindl.

Drüben überm Bach stapfte ein etwa zehnjähriges Bübel durch den tiefen Schnee den Bergpfad talein, die Hände in den Taschen des knappen Jopperls, ums eine Handgelenk die scheppernde Milchkanne. Einen langen Blick warf er zur lockenden Eisbahn hin. Und schon hatten ihn die Spielenden bemerkt.

„Wo gehst hin?“

„Milch holn!“ und stapfte weiter.

Hinter ihm klang der gewohnte Spottreim:

„Philibertl,  
Wart a Örtl,  
Putz die Stiagn,  
Seich die Fliagn!“

Damit höhnten sie ihn, weil er, der Moosbrugger Philibert, als lediges Kind ins Sensenwerk gestellt, bei der alten Grießerin sein kümmerliches Brot gefunden, um es als kleiner Packesel bei harter Arbeit abzudienen. Aber heute traf ihn der böse Bubenspott wenig. Nein, heute nicht mehr! Und die da drunten sollten sein großes Geheimnis auch wissen. Im Rückschauen rief er mit heller Stimme hinüber: „Morgen kimmt mei Vatter – von Österreich!“ [Oberösterreich] Und buckelte eifrig seinen Bergpfad entlang.

Die drunten überlegten. Der Moosbrugger Bertl – und einen Vatter aus Österreich? Er war doch von klein auf immer da gewesen, ohne

Vater, ohne Mutter; und immer bei der alten Grieberin, die doch auch nicht seine Großmutter war. Und nun einen richtigen Vater! Immerhin, man tat gut, das Necken vorerst zu lassen. Schon um der lieben Ohrwaschel willen. Man konnte nicht wissen. – Und bald war die böse Schar untergeschlupft vor der sinkenden Nacht zum warmen Herd und den Freuden des nahenden Christkindls.

Die alte Grieberin war vor Jahren Botin gewesen im Sensenwerk für alle Gänge und Besorgungen draußen im Markt, der stundenweit im freien Tale lag. Nun, als Siebzigerin, hatte sie, das richtige Rackerweib, noch täglich beide Hände voll zu tun mit Waschen und Aufräumen in den Burschenzimmern und hundert kleinen Nebenämtern. Der Bertl war ihr als dreijähriges Büblein vom Werksherrn zugewiesen worden gegen karges Kostgeld aus dem Gemeindegeld, damit sie ihn zu einem rechtschaffenen Menschen aufziehe. Das hatte sie auch redlich besorgt, nicht grob oder gar böse. Aber wie sie selbst eben immer am Strange zog, so hatte auch der Kleine bei ihr kein frohes Kinderleben. „Guats hast e nix zan derwoartn, so weani wiar i's ghabt han!“, war ihr stetes Reden. Und darnach zog sie ihn. Nun saß sie an der Lampe und wendete und stichelte am Feiertagsjopperl ihres Knechtleins.

„Stellst die Milch übere Herd!“, schaffte sie dem Eintretenden an, „nacha nimmst's Laterndel und gehst obi in die Holzhütten Prügl hackn, dass ma über die Feiertäg wos zan Hernehmen hobm! Und Bertl“ – sie hatte die Brillen abgelegt und fasste das Kind an beiden Händen – „host wohl eh sehe gehört, an den Essmoasta is e Brief kemman aus Österreich von an Sengenschmied, der dein Voda sullt sein, und er kammat so wia heut auf d' Nocht mitn Zug und wullt no eini in Grobn. Und der Essmoasta sullt eahm in da Tafern a Quotier mochn. Wal si obm Kant zuagsperrt, möcht er do bleibm, wann er a Oarbat findt in unserm Sengshomma.“ Das hatte nicht unfreundlich geklungen. Fast, als ob sie ein stilles Wissen trüge um Elternflucht und Waisennot. Nun kramte sie in der Truhe um Tuch und Haube, denn sie hatte sich mit Nachbarn zusammengesprochen für die Mette nach St. Kathrein, das noch ein gut Stück Wegs talein im Grabenwinkel lag.

Selig hackte der Bertl drunten in der Holzhütte am rauschenden Fluder. Das kleine Laterndl gab elendes Licht, aber im Bubenherzen war, schüchtern erst, dann immer heller, eine strahlende Welt aufgegangen. „Heut no kimmt der Vatter!“ Wie ein großes Geheimnisvolles stand's vor seiner Seele, fremdartig und doch so wohlvertraut, dass es ihm heiß aufstieg. Die Mutter war bald nach seiner Geburt gestorben, als ledige Dirn verkommen im Kindbett des Almbauernhofes. Das wusste er. Mutterliebe, dies köstlichste Wunder des Lebens, hatte er nie kennen gelernt und sich dreingefunden, so seltsam es ihn auch oft beschlich, wenn er bei harter Arbeit andere hinter der Kittelfalte warm geborgen sah. Auch dass *sein* Vater lebte, irgendwo, wusste er. Aber was den anderen Buben hier herum eine Alltäglichkeit war, gewohnt und oft gefürchtet, die Vaterhand, er hatte sie nie gefühlt. Die lederzäh gehärtete, haarige Männerhand, die blitzschnell das glühende Eisen unterm Hammer wendete und nach Feierabend an der Hobelbank Schlittenkufen für die Buben glättete und Kogelwagerl für die Mädal, die alles fügen und zwingen konnte und Kraft ansetzte und Schutz bot. Und die – er hackte stillselig auf seine Prügel ein – einen kleinen Buben aufheben konnte wie eine Fliege und ans Herz drücken, fest und lange. Wie er's oft gesehen, wenn Väter heimkehren. –

Wie er wohl aussah? Groß natürlich und breit, der richtige Sensenschmied, im Lodenrock und grünen Steirerhut. „Also du bist mei Bertl“, würde er sagen und zur Grießerin: „Dank dir a fleißi, Grießerin, dass d'n zu an bravn Bürabl aufzogn host. I hon do Orbat gfunden und da Bertl und i, mir bleibm hiaz banond.“

In den Hütten drüben jubelten sie um die strahlenden Christbäume. Der Bertl aber in der finstern Holzhütte hieb glücklich auf seine Prügel ein. Und bald waren sie auch schon zum Stoß geschichtet, so schnurgerade, als hätten's die Heinzelmännchen vollbracht.

Es ging gegen 8 Uhr abends. Am Herd löffelte Bertl sein Schwarzbrot aus der Milch. Mutterseelenallein am Heiligen Abend. Aber das tat ihm nichts und war nie anders gewesen. All seine Gedanken kreisten um die *Ankunft* seines Vaters. Mit dem Zuge um 10 Uhr

abends musste er kommen. Das stand felsenfest. In zwei weiteren Stunden konnte er unter der Tür der Hammertaverne stehen, wo sie sicher noch auf waren, der Mette wegen. Und er selbst sollte ihn erst morgen sehen? Da glänzte es über sein ganzes Gesicht: Natürlich! Entgegengehen! Schlafen konnte er heute Nacht ja doch nicht mehr, trotz der vielen Tagesarbeit. Am Bahnhofs wollte er ihn erwarten. Aber er hatte ihn ja doch sein Lebtag noch nicht gesehen. Wie sollte er ihn erkennen? Lächerlich! Jahrelang hatte er nichts von ihm gewusst. Aber jetzt, seit heute, würde er ihn sicher aus Hunderten erkennen, wie das witternde Hündlein seinen Herrn. Das wusste er ganz sicher. Den großen Mann wollte er bescheiden am Lodenrock zupfen: „Ich bin der Bert!“

Alle Müdigkeit war verfliegen. Er knöpfelte die Joppe zu, zog die Pudelhaube tief über die Ohren und schlüpfte in sein zottiges Lodenröckel. Dann sperrte er sorgsam zu, legte den Schlüssel aufs Fensterbrett und trat ins Freie.

Es war die richtige Heilige Nacht. Froststarrend, blau und sternübersät. Am hohen Himmel ging der Mond durch die weißen Wolken, im silbernen Raureif starrten die Steilhänge des Tales, taghell bis zum letzten Einschichthof. Der Hammerbach rauschte unter seiner blauen Eisbrücke. Als er am Herrenhaus vorbeiknirschte, klang oben ein altes Weihnachtslied aus Kinderstimmen. Christbaumglanz brach sich hundertfach in den frostblumigen Scheiben. Beim Taferner drüben gab's Musik. Dort feierten die Ledigen Weihnacht auf ihre Weise.

Talab durch den Graben war's still und einsam. Die Sägen standen in Ruh' und finster. Der Mond war über den Lärchriegel hinabgegangen, über der engen Talschlucht flimmerten viel tausend Sterne in die bitterkalte Winternacht. Eine Stunde mochte er schon gewandert sein, und am Frösteln merkte er, wie der Wind hier schärfer durch den Graben zog. Nun teilte sich der Weg. Die Straße lief den Bach entlang mit Reihen um die Hügel, ein näherer Fußsteig führte am linken Gehänge des Tales. Wo sollte er gehen? Der Fremde, der Vater, folgte, unbekannt mit der Gegend, wohl der

Straße. Auch nach dem Fußsteig konnte er bis zur Ankunft des Zuges nicht mehr am Bahnhof sein. Wenn sie sich verfehlten? Da gab's nur eines: Am Scheideweg warten! Und die Füße, die fleißigen, müden Füße sagten dreimal ja dazu. Vom offenen Rindenschuppen an der Straße aus konnte er beide Wege übersehen. Auf- und abgehen wollte er und mit den Armen um sich schlagen, um sich der argen Kälte zu erwehren. Aber vorerst drückte er sich zu kurzer Rast in die Ecke und fröstelte sich in ein leises Behagen.

Durch die Luken im Dach sah er die Sterne gehen, im Pechgraben hinten jauchzte der Waldkauz, vom Leitenbauer droben bellte der Haushund. Weit, weit draußen im Tale heulte der Pfiff einer Lokomotive. Von daher kam der Vater. Und der Sensenhammer hinten im Graben mit der alten Grießerin und das Holzhacken im finsternen Schuppen, wie weit versunken lag das alles hinter ihm. Und morgen ging er wohl wieder hier vorbei, Hand in Hund mit dem Vater, der Kirche zu, und nach der Kirche zum Platzwirt, wo's vielleicht Schweinsbraten gab und Preiselbeeren. Vielleicht hatte der Vater ihm gar einen neuen Hut mitgebracht, wie er selber ihn trug, mit dem grünen Band und der Spielhahnfeder. Und die Leute würden neugierig nach dem Moosbrugger Bertl schauen und dem großen Sensenschmied aus Oberösterreich. Und der blieb bei ihm, immer und jederzeit, und aller Spott der Buben hatte ein Ende. Immer tiefer war er unmerklich zusammengekauert in seinem frohen Kindertraum. In den Kirchen ringsum sangen sie alte Krippenlieder zu Flötenschall und Geigenspiel, in den warmen Stuben knusperten die Mäuslein und träumten die Kinder vom Weihnachtsbaum – und in der kalten Rindenhütte war der Bertl längst eingeschlafen, tief und traumlos. Nur ein kleines Bubenherz schlug noch dem Vater entgegen, aber immer zögernder, immer leiser –

Am frühen Morgen des Christtages hat man einen kleinen, armseligen Buben im Winkel des Rindenschuppens gefunden, klein zusammengekauert und reifübersponnen. Auch weniger lässige Versuche hätten ihn nicht mehr zum Leben erweckt. Nun lag er bescheiden in seiner Truhe, die der Werkstischler rasch zusammen-

geschlagen hatte. Und wartete immer noch auf seinen Vater. Der war erst mit dem Frühzuge gekommen und um die Mittagszeit im Sensenhammer eingetroffen. Und seltsam: Er war ganz so, wie ihn der Bertl in der letzten Nacht erträumt. Ein großer, breiter Mann im Lodenrock und Steirerhut mit grünem Bund und der Spielhahnfeder. Und einen kleineren, ganz gleichen, hatte er im Papiersack mitgebracht für seinen Buben, von dessen Dasein er erst vor Wochen erfahren hatte. Nun stand er still und hoch in der niederen Stube und sah immer nach seinem Kinde, von dessen bescheidenem Leben die Grießerin sachlich berichtete. Und er warf sich nicht aufstöhnend über die kleine Leiche, wie das wohl in ähnlichen Geschichten gefühlvoll zu lesen steht. Immer wieder sah er nach dem schmalen Kindergesichtel, auf das knappe, vielgeflickte Sonntagsgewand, auf die abgearbeiteten kleinen Hände, daran noch der Nagelschmutz der Arbeit lag, und auf das Loch im Strumpf, daraus die Zehen sahen. Den Papiersack mit dem neuen Hut legte er leise über die gefalteten Hände. Ein großes, blaues Sacktuch zog er aus dem steifen Lodenrock, schneuzte sich lang und umständlich – und wischte sich wie im Vorübergehen langsam über die dunkelnden Augen.

Am Stephanitage haben sie den Bertl talaus getragen und den verdutzten Kindern voran ging ein Kleiner, der ein Kreuzlein trug mit weißer Papierschleife. Auf dem Balken aber stand wie bei einem richtigen großen Menschen der Sonntagsname des kleinen Bertl: Philibert Moosbrugger.

Und sein Vater ging hinterdrein.

Peter Rosegger

## Der erste Christbaum in der Waldheimat

„Bist doch noch kommen! Wir haben schon g’meint, ‘s Wetter! Der Nickerl hat schon g’reht [geweint], hat glaubt, du kunntst im Schnee sein stecken bleiben. Na, weil d’ nur da bist. Was magst denn gleich? Eine Eierspeis? Einen Kaffee? Weihnachtsguglhupf han ich aa schon.“

Kennt ihr sie? Kennt ihr sie nicht? Das ist ja die Stimme der Mutter!

Es waren die ersten Weihnachtsferien meiner Studentenzeit. Wochenlang hatte ich schon die Tage, endlich die Stunden gezählt bis zum Morgen der Heimfahrt von Graz nach Alpl. Und als der Tag kam, da stürmte und stöberte es, dass mein Eisenbahnzug stecken blieb ein paar Stationen vor Krieglach. Da stieg ich aus und ging zu Fuß, frisch und lustig, sechs Stunden lang durch das Tal, wo der Frost mir Nase und Ohren abschnitt, dass ich sie gar nicht mehr spürte; und durch den Bergwald hinauf, wo mir so warm wurde, dass die Ohren auf einmal wieder da waren und heißer als je im Sommer. Der Nase vergaß ich, doch stak sie sicher fest im Gesicht, wo sie heute noch steckt. Auch mein Bündel Bücher schleppte ich, denn die Professoren waren so grausam gewesen, mir Hausaufgaben zu geben, besonders in der Mathematik und Grammatik, die ich heute noch hassen könnt bis aufs Blut, wenn es nicht gar so blutlose Wissenschaften wären.

So kam ich, als es schon dämmerte, glücklich hinauf, wo das alte Haus, schimmernd durch Gestöber und Nebel, wie ein verschwommener Fleck stand, einsam mitten in der Schneewüste. Als ich eintrat, wie war die Stube so klein und niedrig und dunkel und warm – und urheimlich. In den Stadthäusern verliert man ja allen Maßstab für das Waldbauernhaus. Aber man findet sich gleich wieder hinein, wenn die Mutter den Ankömmling ohne alle Umstände so grüßt: „Na, weils d’ nur da bist!“

Auf dem offenen Steinherd waberte das Feuer, in der guten Stube wurde eine Kerze angezündet.

„Mutter, nit!“, wehrte ich ab, „tut lieber das Spanlicht anzünden, das ist schöner!“

Sie tat's aber nicht. Das Kienspanlicht ist für Werktage. Weil der Sohn heimkam, war für die Mutter Feiertag geworden. Darum die festliche Kerze.

Und für mich erst recht Feiertag!

Als sich die Augen an das Halblicht gewöhnt hatten, sah ich auch den Nickerl, das achtjährige Brüderl. Es war das Jüngste und Letzte. Es stand in seinem blädernden [flatternden] Höslein gerade wie ein Bäumchen da und hatte natürlich den Finger im Mund. Seine schwarzen Augen waren weit offen und ganz rund, so verwundert schaute er mich an. Der, um den er schon „g'rehrt“ hatte, war jetzt da, und die Vertraulichkeit stellte sich erst allmählich ein. Selbst als ich ihn zum Kaffee einlud, war es noch nicht so weit, dass er den Finger für das Stück Guglhupf vertauschen wollte.

„Ausschaun tust gut!“, lobte die Mutter meine vom Gestöber geröteten Wangen. Sie hatte ihr Gesicht, das nicht gut und nicht schlecht ausschaute – das alte, kummervolle und doch frohgemute Mutterantlitz. Ich schaute dieses Gesicht nie lang an, immer nur verstohlen, es war immer eine Schämigkeit da, bei ihr auch so, wie bei zwei heimlichen Liebsten. Zärtlich bin ich mit ihr nie gewesen, wohl auch nie grob – und diesmal bei der Heimkehr haben wir uns nur die Hände gegeben. Aber wohl war mir! Wohl zum Jauchzen und Weinen. Ich tat keines, ich blieb ganz ruhig und redete gleichgültige Dinge.

Der kleine Nickerl sah blass aus. „Du hast ja die Stadtfarbe statt meiner!“, sagte ich und habe gelacht.

Die Sache war so. Der Kleine tat husten, den halben Winter schon. Und da war eine alte Hausmagd, die sagte es (ich wusste das schon von früher) täglich wenigstens dreimal, dass für ein „hustendes Leut“ nichts schlechter sei als „der kalte Luft“. Sie verbot es, dass der Kleine hinaus vor die Türe ging, sie hielt immer die Fenster geschlossen, ja auch die Tür durfte nur so weit und so kurz auf-

gehen, wie eben noch ein Mensch rasch aus oder ein schlüpfen kann. Die Eltern wussten es der Alten Dank, dass sie so gewissenhaft für den Kleinen mitsorgen half. So kam der Knabe nie ins Freie und kriegte auch in der Stube keine gute Luft zu schnappen. Ich glaube, deshalb war er so blass, und nicht des Hustens halber. Gehustet hatte auch ich als Knabe, aber damals gab's diese alte Magd noch nicht, und ich trieb mich mit meinen Geschwistern in der freien Weite um, wälzte Schneeballen, rodelte über Berglehnen, rutschte auf dem Eis die Hosen durchsichtig, so lange, bis der Husten wieder gut war. Aber der arme Nickel hatte keinen gleichgesinnten Kameraden mehr, er war unter Großen das einzige Kind, das Hascherlein im Hause, und fügte sich hilflos den Gesetzen. Ich nützte die wenigen Ferientage gewissenhaft, um ihn der lebensgefährlichen Fürsorge der Hausmagd abspenstig zu machen. Ich lockte ihn aus dem Haus, verleitete ihn zum Schneeballenwerfen, zum Schneemandelbauen, wobei er warme Hände und rote Wangen bekam. Und am Abend hustete er noch mehr. Mich schützte meine Stadtherrenwürde zwar vor dem Schlimmsten, aber das konnte die Alte nicht bei sich behalten, dass ich lieber in meinem Steinhafen hätte bleiben sollen, als da herkommen, um Kinder zu verderben. Wir setzten munter unsere Winterfreuden fort, und noch eh ich in die Stadt zurückkehrte, war beim kleinen Brüderl der Husten vergangen.

Aber ich laufe der eilenden Zeit voraus. Und will mich doch beim lieben Christfest aufhalten.

In der demselben vorhergehenden Nacht schlief ich wenig, etwas Seltenes in jenen Jahren. Die Mutter hatte mir auf dem Herde ein Bett gemacht mit der Weisung, die Beine nicht zu weit auszustrecken, sonst kämen sie in die Feuergrube, wo die Kohlen glosen. Die glosenden Kohlen waren gemütlich; das knisterte in der stillfinsternen Nacht so hübsch und warf manchmal einen leichten Glutschein an die Wand, wo in einem Gestell die bunt bemalten Schüsselfen lehnten. Aber die Schwabenkäfer, die nächtig aus den Mauerlöchern hervorkrochen und zur Zeit einmal Ausflüge über die Glieder und das Gesicht eines Studenten machten –! Indes wird ein

gesunder Junge auch die Schwabenkäfer gewohnt. Aber sie nicht ihn. –

Da war's ein anderes Anliegen, über das er noch obendrein schlüssig werden musste in dieser Nacht, ehe die Mutter an den Herd trat, um die Morgensuppe zu kochen. Ich hatte viel sprechen gehört davon, wie man in den Städten Weihnacht feiert. Da sollen sie ein Fichtenbäumchen, ein wirkliches Bäumlein aus dem Wald, auf den Tisch stellen, an seinen Zweigen Kerzlein befestigen, sie anzünden, darunter sogar Geschenke für die Kinder hinlegen und sagen, das Christkind hätte es gebracht. Auch abgebildet hatte ich solche Christbäume schon gesehen. Und nun hatte ich vor, meinem kleinen Bruder, dem Nickerl, einen Christbaum zu errichten. Aber alles im Geheimen, das gehört dazu. Nachdem es soweit taglich geworden war, ging ich in den frostigen Nebel hinaus. Und just dieser Nebel schützte mich vor den Blicken der ums Haus herum arbeitenden Leute, als ich vom Walde her mit einem Fichtenwipfelchen gegen die Wagenhütte lief, dort das Bäumlein in ein Scheit bohrte und unter dem Karren- und Räderwerk versteckte. Dann ging ich nach Sankt Kathrein zum Krämer, um Äpfel zu kaufen. Der hatte aber keine, sie waren im selben Jahr zu Pöllau und Hartberg nicht geraten, und so war kein Obstträger in die Gebirgsgegend gekommen.

Nun fragte ich den Krämer, ob er Nüsse habe.

„Nüsse!“, sagte er. „Zum Anschauen oder zum Aufschlagen? Ich habe ihrer noch ein Sackel, vom vorigen Jahr her. Aber die sind nur zum Anschauen. Schlagst sie auf, so hast einen schwarzen oder verdorrtten Kern, der nit zum Essen ist.“

Die Nüsse ließ ich ihm. Das wollte ich dem Brüderl nicht antun: eine schöne Schale und kein Kern. Solche Sachen darf man ihm nicht angewöhnen.

Was sollte ich nun kaufen. Er hatte ja allerhand schöne Sachen, der Krämer. Rote Sacktücheln, Hosenträger, Handspiegel, Tabakspfeifen, sogar Maulwetzten [Mundharmoniken]. Doch abgesehen davon, dass der angehende Pädagoge manches nicht passend fand,

hatte ich mit meinem Geldvorrat zu rechnen, der mich ja auch wieder nach Graz bringen sollte.

„So wäre ich halt umsonst gegangen“, sagte ich.

Darauf der Krämer: „Damit du nit umsonst gegangen bist – wenn man noch du sagen darf zum Herrn Studenten –, so trink da ein Stamperl Roten.“ Damit goss er mir aus der Flasche roten Schnaps in ein Gläschen.

Als ich den getrunken hatte, war mir der Mut gestiegen und die Geldsorge gesunken. Aber nicht beim Krämer wurde eingekauft, daraufhin war der Rote auch nicht gespendet vom alten braven Haselbauer (auch Haselgraber geheißten). Ich ging über das Brückerl zum Bäcker und kaufte einen Vierkreuzerwecken, den ich in die Brusttasche steckte, so dass der Fuhrmann Blasel, der mir nachher begegnete, lachend auf mich herrief „Nau, der Waldbauernpeter hat ja eine Hühnerbrust bekemma!“, denn die Vierkreuzerwecken in Sankt Kathrein waren damals nicht danach, dass sie unter dem zugeknöpften Rock unbeachtet bleiben konnten.

Ich kam nach Hause, und nun war für den Christbaum alles beisammen. Aber kaum mir darob behaglich ward, fiel mir ein, dass gerade noch etwas sehr Wichtiges fehlte: die Kerzen. Ich hatte die kleinen Wachskerzen vergessen; wo nehme ich sie her?

Ich nahm sie einfach her.

In einem Bauernhaus ist für alles Rat, nur gehört zur Herbeischaffung manchmal eine Notlüge. Sie ist nicht schwer zu machen. Zur Mutter ging ich und bat, ob sie mir nicht ihren roten Mariazellerwachsstock leihen wollte. Sie fragte, wozu? Na, dann tat ich's halt. Ich ginge in der Nacht zur Christmette, wo in der Kirche alle Leute ihre Lichter hätten, so möchte ich auch eins haben. Sie langte nur in ihren Gewandkasten, da hatte ich den Wachsstock.

Dann ward es Abend. Die Gesindeleute waren noch in den Ställen beschäftigt oder in den Kammern, wo sie sich nach der Sitte des Heiligen Abend die Köpfe wuschen und ihr Festgewand herrichteten. Die Mutter in der Küche buk die Christtagskrapfen, und der Vater mit dem kleinen Nickerl ging durch den Hof, um ihn zu

beräuchern und dabei schweigend zu beten. Das *schweigende* Beten, sagte die Mutter gern, sei wirksamer als das laute.

Wenige Jahre vorher hatte ich dem Vater bei diesem priesterlichen Amt noch geholfen, nun tat es schon das Brüderl, und gewiss auch mit jener ehrfürchtigen Andacht, die den Geheimnissen dieser Nacht gebührt.

Dieweilen also die Leute alle draußen zu tun hatten, bereitete ich in der großen Stube den Christbaum. Das Bäumchen, das im Scheite stak, stellte ich auf den Tisch. Dann schnitt ich vom Wachsstock zehn oder zwölf Kerzen und klebte sie an die Ästlein. Das plagte ein wenig, denn etliche wollten nicht kleben und fielen herab. Ich hätte sehr gern Geduld gehabt, um alles ordentlich zu machen, aber jeden Augenblick konnte die Tür aufgehen und vorzeitig wer hereinkommen. Gerade diese zitternde Hast, mit der sie behandelt wurden, benützten die Kerzen, um mich ein wenig zu necken. Endlich aber wurden sie fromm, wie es sich für Christbaumkerzen geziemt, und hielten fest. Es war gut. Unterhalb, am Fuße des Bäumchens, legte ich den Wecken hin.

Da hörte ich über der Stube auf dem Dachboden auch schon Tritte – langsame und trippelnde. Sie waren schon da und segneten den Bodenraum. Bald würden sie in der Stube sein, mit der wir den Rauchgang zu beschließen pflegten. Ich zündete die Kerzen an und versteckte mich hinter dem Ofen. Noch war es still. Ich betrachtete vom Versteck aus das lichte Wunder, wie in dieser Stube nie ein ähnliches gesehen worden. Die Lichtlein auf dem Baum brannten so still und feierlich, als schwiegen sie mir himmlische Geheimnisse zu. Aber da fiel es mir ein – wenn sie niederbrannten, bevor die Leute kommen! Wie konnte ich's denn hindern? Wie sollte ich sie denn zusammenrufen? Da konnte ja alles ganz dumm misslingen! Es ist gar nicht so leicht, Christkindel zu sein, als man glaubt.

Endlich hörte ich an der Schwelle des Vaters Schuhklöckeln – man wusste schon immer, wenn es so klöckelte, dass es der Vater war. Die Tür ging auf, sie traten herein mit ihren Weihgefäßen und standen still.